

Menschenliebe aus dem Spiegel

Autor(en): **Speich, Martin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Actio humana : das Abenteuer, Mensch zu sein**

Band (Jahr): **100 (1991)**

Heft 1

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-553837>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

MENSCHENLIEBE

Begegnung im tropischen Regenwald am Gombefluss. Zwei Gruppen von Schimpansen sind einander auf der Suche nach frischen Früchten in den Weg geraten. Irgend etwas funkt nicht richtig. Ein Streit entbrennt, die Gemüter sind erhitzt. Mit Toben und Imponiergehabe agieren die Männchen gegenseitig ihren Fremdenhass aus. Den Weibchen passt das nicht.

Eine Friedensstifterin legt einem der wutentbrannten Männchen der anderen Gruppe beruhigend die Hand auf den Arm. Während die Gemüter sich schon beruhigen, reagiert der Schimpansenmann überraschend: Er nimmt ein Blatt und wischt sich die berührte Stelle ab. Die Szenen aus dem Schimpansen-Alltag, die Jane GOODALL während Jahren im afrikanischen Dschungel beobachtet und aufgezeichnet hat, spiegeln uns, wenn wir darüber lesen, menschliches Verhalten. Ich könnte mir leicht einen ähnlichen Zwischenfall im Asphaltedschungel von Zürich vorstellen: Ein paar Rocker, ein paar Spontis – oder wie die Etiketten und Markenzeichen alle heissen – und ein paar Mädchen; es wird «gezündet»; Schlägerei liegt in der Luft; eine schlichtende Berührung; eine Geste des Ekels.

Typisch, könnte ich denken. Und ich könnte dann das Vorgefallene in einer Mischung aus Toleranz und Herablassung als «menschlich, allzumenschlich» bezeichnen und zu meiner – natürlich menschlicheren – Tagesordnung übergehen.

Oder aber ich könnte noch etwas länger in den vorgehaltenen Spiegel schauen. Bis eine andere Szene auftaucht. Eine Szene, in der auch ich vorkomme. Ich sehe, wie ich aus Höflichkeit und widerwillig einem Mann, den ich eigentlich nicht mag, die Hand gebe. Ich sehe mich freundlich lächeln und dann, beim Weitergehen, verstohlen meine Hand abwischen. Es ist ein Bild, das mich erschreckt. Das bin ich?

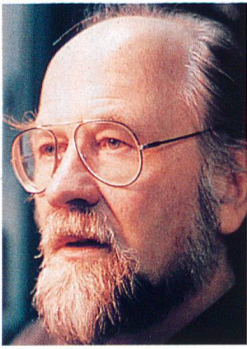
Ja, das bin ich auch. Der Blick in den Spiegel führte mir vor Augen, dass Mitmenschlichkeit nicht nur von Vernunft und dem gesunden Menschenverstand bestimmt wird. In mir ist auch noch das animalische Erbe meiner Vorfahren. Dieses Erbe besteht unter anderem aus genetisch fixierten Verhaltensprogrammen, die seit Jahrmillionen durch gewisse Schlüsselreize ausgelöst werden. Sie dienten ursprünglich dem Überleben und dem Fortbestehen der Art und haben während der Evolution des Menschen und mit dem Entstehen der Kultur zwar ihren biologischen Sinn, ihre Funktion eingebüsst, nicht aber ihre Wirksamkeit. Sie werden heute noch durch die passenden Reize ausgelöst und gehören zur Natur des Menschen.



Die immer präzisere, intimere Beobachtung der Tiere, vor allem unserer nächsten Verwandten, der Menschenaffen, hält uns einen Spiegel hin, in dem wir die Natur des Menschen erkennen können. Diese wird schon in uralten Mythen und Märchen in der Gestalt von Tieren dargestellt. «Das schöne Mädchen und das Tier», 1946 von Jean Cocteau verfilmt, symbolisiert in der Deutung der jungianischen Psychologie die Ablösung der jungen Frau von der starken Bindung an ihren Vater, indem in ihr «die Kraft der menschlichen Liebe in ihrer tierhaften (und daher unvollkommenen), aber echt erotischen Form» erwacht.

FOTO: CINEMATHEQUE SUISSE, LAUSANNE

BITTE UMBLÄTTERN



Norbert Bischof: *Unsere Reaktion auf Fremde ist ein Spiel von Antrieb und Hemmung.*

Unvergessliche Einblicke in diese Zusammenhänge verdanke ich dem aus Breslau gebürtigen Psychologen, Philosophen und Zoologen Norbert BISCHOF, der an der Universität Zürich das Institut für Psychologie der biologisch-mathematischen Richtung leitet. Seine Vorlesungen sind ein Erlebnis, weil er die Studenten an seinem Nachdenken, seinen Zweifeln und Fehlschlüssen ebenso teilhaben lässt wie an seinen Heureka-Erlebnissen. Bischofs Buch «Das Rätsel Ödipus» erforscht anhand des Inzesttabus die Beweggründe und Triebkräfte, die unser Verhalten gegenüber Mitmenschen regulieren. Es liest sich spannend wie ein Krimi und ist deshalb trotz seiner wissenschaftlichen Thematik und seiner 600 Seiten auch als Taschenbuch erschienen.

Wenn wir Natur und Kultur als ungleiche Konkurrenten in der Evolution des Menschen anschauen, sagt Bischof gegen Ende des Buches, dann ist das nur ein Teil der Geschichte. Gewiss vollzieht sich unsere kulturelle Evolution in einem Tempo, mit dem die biologische nicht mithalten kann; gewiss hat sich der Mensch die Mittel geschaffen, um die Last der Anpassung von sich selbst auf die Umwelt abzuwälzen. Doch aufgepasst, in dieser Umwelt, die der Mensch seinen Bedürfnissen schamlos anpasst, steckt ein mächtiger Brocken, der sich der schnellen Änderung hartnäckig widersetzt: Die Natur des Menschen. Ihr muss die hochtechnisierte kulturelle Evolution Rechnung tragen, wenn sie nicht Schiffbruch erleiden will.

Die Natur des Menschen. Das sind also die Reaktionsmuster, die in der biologischen Evolution unseren tierischen Vorfahren einprogrammiert worden sind. Sie entwickelten sich aus einem Spiel von Antriebs- und Hemmkräften. Wenn ich gegenüber einem Mitmenschen zwischen Nähe und Distanz hin und her gewiss werde, spüre ich diese Kräfte. Sie stecken auch in der Fremdenscheu. Ein Schimpansenbaby entfernt sich von der Mutter, um die ihm neue Welt zu erkunden (Antrieb). Beim Anblick eines erwachsenen Schimpansen schreckt es zurück und flüchtet zur Mutter (Hemmung). Die Fremdenscheu hat den Sinn, das Baby vor einem kannibalischen Männchen zu schützen. Vor drei Millionen Jahren hatte sie wahrscheinlich für die Hominiden auch einen biologischen Sinn. Heute kaum mehr. Und doch reift diese Abwehr des Fremden in jedem Menschen pünktlich zu Beginn des Davonkrabbel-Alters heran. Man nennt sie «Achtmonats-Angst», aber das Programm bleibt im Menschen aktiv, wenn auch die Wirksamkeit durch Erziehung und Erlebnisse der Kindheit moduliert werden kann. Darauf weist der Ethologe EIBL-EIBESFELDT in seinem 1000seitigen Standardwerk «Die Biologie des menschlichen Verhaltens» ausdrücklich hin.

Natürlich werden solche Verhaltensmuster nicht aus Einsicht in ihren Sinn aktiviert, sondern sie laufen «blindwirksam und unbelehrbar» ab, wie es Bischof formuliert. Und umgekehrt kann die Einsicht, dass sie

heute sinnlos geworden sind, diese Kräfte auch nicht ausschalten. Bischof: «Die Gehirnstrukturen, die ihnen zugrunde liegen, sind nun einmal herangewachsen und kanalisieren unsere Affekte, Emotionen, Leidenschaften und Stimmungen nach festgelegtem und in grauer Vorzeit bewährtem Muster. Sie haben es möglich gemacht, dass wir Menschen werden konnten; jetzt sind sie da und wirken weiter, blind und unbelehrbar: Uns bleibt nichts übrig, als mit ihnen zu leben.»

Friedrich DÜRRENMATT gehörte zu den zeitgenössischen Denkern, die aus solchen Einsichten apokalyptische Schlüsse ziehen. Zwei Monate vor seinem Tod sagte er in einem Gespräch mit dem Erkenntnistheoretiker Gerhard Vollmer, das in der Zeitschrift *du* erschien: «Ich glaube eben, dass das Hirn gleich geblieben ist: es schleppt Urängste, es schleppt Gefühle, es schleppt Aggression mit sich. Was ich behaupte, ist, dass der Mensch langsam im Gegensatz steht zu seinen Urinstinkten. Der Mensch ist aggressiv, der Mensch hat Angst vor dem Fremden. Wir entdecken in uns, auch wenn man den Patriotismus anschaut, Gefühle, die eigentlich weiter zurückreichen als die plötzlich ansteigende Entwicklung des Hirns. Das Hirn ist plötzlich im Gegensatz oder hat den Menschen in einen Gegensatz zu sich selbst, in eine biologische Krise geführt. Ich betrachte die Menschheit als biologisch in Gefahr, und ich weiss nicht, wie das ausgehen soll ... Ich frage mich: Sind wir nicht Saurier, die kurz vor dem Untergang stehen?»

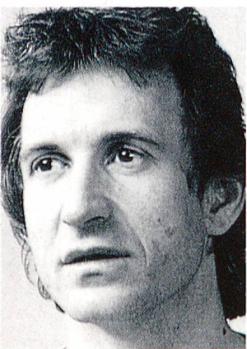
Solche pessimistische Gedankengänge und die düsteren Weltuntergangs-Landschaften Dürrenmatts, welche die *du*-Redaktion zur Illustration daneben stellte, sind die Schattenseiten einer anderen Wesensart des Schriftstellers und Malers, die sich in den kräftigen Farben vieler seiner früheren Bilder ebenso äussert wie in seinem unbändigen Humor. Und das Lachen ist in der Tat eine der hoffnungsvollsten Manifestationen des menschlichen Potentials angesichts der Krisen unserer Zeit. Nicht das Lachen an sich; es ist das Lachen über die Verrücktheit der Physiker Dürrenmatts oder, wie es Bischof formuliert, das unwiderstehliche Lachen des Publikums über den tolpatschigen Clown in der Manege, «weil für einen Moment wir allè er selbst geworden sind, weil das Missgeschick, das ihm beinahe widerfuhr, uns selbst kurzfristig den Atem anzuhalten nötigte, und weil die Erleichterung, dass er heulend zwar, aber im wesentlichen unversehrt wieder aufsteht, unsere eigene Erleichterung ist».

Dieses Lachen signalisiert die menschliche Fähigkeit der Reflexion, der Spiegelung. Ein beinahe unheimliches Erlebnis solcher Spiegelung hatte ich Mitte Januar in der Zürcher Schauspiel-Akademie bei der Hauptprobe von «Verscheucht», einem «Stück über die eigene und fremde Fremde», wie es im Untertitel heisst. Mir war schon etwas mulmig zumute, weil ausser mir nur noch der Regisseur, Otto HUBER, und eine mir nicht bekannte Frau



KEY COLOR/BERG

Friedrich Dürrenmatt: *«Sind wir nicht Saurier, die kurz vor dem Untergang stehen?»*



Otto Huber: *Er inszenierte mit «Verscheucht» sein zweites Stück über Fremdenhass.*



FOTOS: NIKLAUS STAUSS



im sonst leeren Parkett sassen. Ich wagte nicht zu husten oder mich zu bewegen, weil ja keine Kleider-Phalanx die störenden Geräusche dämpfte. Vielleicht verstärkte dies das Erleben. Ich sass hundert Minuten wie erschlagen da, während vorne drei Schweizer Männer, ein Barmann (Peter Brechbühler), ein Lehrer (Bruno Zihlmann) und ein Mechaniker (Daniel Wahl) sowie eine Frau (Irina Kumschick) sich mit einem Iraner (Ismaeil Anoosh Ashrafabadi) auseinandersetzten. Ich nenne die Namen der Darsteller absichtlich. Mein Gott, dachte ich. Das ist ja nicht gespielt! Da spielen doch tatsächlich drei helvetische Kleinbürger-Machos sich selber. Die Frau und der Ausländer haben keine Chance. Sie flüchtet sich in soziale Hektik, und der Iraner kann nur weiteratmen, wenn er dazwischen auf persisch ausrufen darf. Mich fror während fast einer Stunde. Erst als mit gemeinsamem Trommeln eine leichte Annäherung entstand, taute ich etwas auf. Aber dann schaukelte ausgerechnet der eine der Männer, der am ehesten Grund gehabt hätte, sich mit dem Iraner zu solidarisieren, die latente Aggression hoch und schlug zu. Das Schlussbild, ein gemeinsamer iranischer Gesang, enthielt noch einen Hoffnungsschimmer. Doch ich sass da und konnte einfach nicht klatschen.

Erst am folgenden Morgen, beim Joggen durch den Wald, realisierte ich plötzlich, was ich getan hatte. Ich hatte mich empört über diese intoleranten Spiesser, die eine humane Asylpolitik verunmöglichen. Jetzt merkte ich, dass ich auch vorne auf der Bühne gewesen war. Ja, ich habe auch etwas von dem unverbindlichen Lavieren des Barmanns; von der hochtrabenden Floskeldrescherei des Lehrers; von der ohnmächtigen Wut des Mechanikers über die Stärke der schwachen Minderheiten. Als ich dann am Nachmittag für eine Stunde mit dem Team diskutieren konnte, sassen mir ganz andere Menschen gegenüber - die Schauspieler. Oder doch

Nebelspalter



Spiegelbilder, in denen wir uns selber erkennen können. 1991: Die Doppelbelichtung (oben) ist wie ein surrealistisches Gemälde der Atmosphäre im Theaterstück «Verscheucht». Der Barmann laviert in seiner Haltung gegenüber dem Fremden zwischen Jovialität und Distanz. Links mimt der Iraner eine Vogelscheuche, nachdem ihn die Schweizer unter sich als «komischen Vogel» bezeichnet haben. 1945: Kurz nach Kriegsende kamen ganz andere Fremde in unser Land: amerikanische Urlauber mit Geld, Zigaretten und Kaugummi in den Taschen. Im Nebelspalter wurde das Thema «Fraternisieren», wie es damals hiess, aufs Korn genommen. Wenn wir in diesen Spiegel schauen, erkennen wir die starke erotische Komponente unseres inneren Widerstandes gegen Fremde.

Was es da wohl zu holen gibt? Seit den «Intelligenzprüfungen» Köhlers haben sich die Forscher vor allem für die Benutzung von «Werkzeugen» durch Schimpansen interessiert, z. B. Grashalme zum Angeln von Termiten, Steine zum Knacken von Nüssen. Aber für Doris Bischof ist das Entstehen einer «sozialen Intelligenz», die sich in Kooperation und Empathie äussert, von grösserer Bedeutung.

FOTO: J. P. VARIN/JACANA



nicht nur? Ich erfuhr, dass die fünf Darsteller mit dem Regisseur das ganze Stück in einem langen kreativen Prozess geschaffen hatten. Sie hatten die Thematik recherchiert und, wichtiger noch, eigene Erlebnisse eingebracht, die sie in Improvisationen darstellten und mit der Zeit zu Szenen verdichteten. So entstand der unheimliche Realismus, der voll beabsichtigt war. Ein Theaterkritiker bemängelte dies aus formalen Gründen. Vielleicht ist bei ihm, wie bei mir, der Zehner auch später gefallen. Irgendwie erinnert die Reaktion des Kritikers an die Urteile der Zeitgenossen über den französischen Realisten Gustave Courbet, der Mitte des vorigen Jahrhunderts in sozialkritischen Gemälden (Die Steinklopfer, Die Ringer, Die Badenden) die alltägliche Hässlichkeit darstellte, statt, wie es ein Kritiker monierte, «von einer Idee auszugehen».

Der feinfühligste Mechaniker Jan im Theaterstück schlug den humorvollen Iraner nieder, der, wie er, von der eigenen Frau auf die Strasse gestellt worden war und, wie er, von den Mitmenschen schikaniert wurde. Jans Faust hat also den Spiegel zertrümmert. Wie häufig geschieht es uns doch im Alltag, dass wir solche Spiegel, die uns weiterhelfen könnten, zerschlagen oder einfach übersehen.

Die Psychologin Doris BISCHOF-KÖHLER, Ehefrau des Uni-Professors und Mitarbeiterin in dessen Institut, hat viel mit diesem uralten Instrument des Menschen gearbeitet und neben manchen Fachartikeln auch ein interessantes Buch darüber geschrieben. Darin zeigt sie auf, dass der Spiegel gewissermassen an der Schwelle zwischen Tier und Mensch in der Evolution steht. Er symbolisiert die Fähigkeit des Menschen, sich selbst als eine Person zu erleben,

die man in der Vorstellung an einem anderen Ort bewegen kann, während sie gleichzeitig als «Ich» immer noch am gleichen Platz ist.

Der Ausdruck «Fähigkeit des Menschen» muss zunächst relativiert werden. Seit 1914, als Wolfgang KÖHLER seine heute noch beispielhaften «Intelligenzprüfungen an Menschenaffen» auf Teneriffa durchführte, weiss man, dass auch Schimpansen zu solchen Leistungen fähig sind. Ein Schimpanse kann, während er ruhig dasitzt, sich vorstellen, wie er diese drei Kisten «von hier nach dort» hinüberschleppt und aufeinandertürmt, jenen Stock holt, auf den Kistenturm klettert und mit dem Stock die von der Decke herunterhängende Banane angelt. Er kann es sich vorstellen und dann nach Plan ausführen. Aber er kann noch mehr. Sultan, der Star unter Köhlers Affen, sass daneben, als seine Kollegin Chica die Aufgabe erhielt, zwei Stöcke ineinander zu stecken, um damit eine begehrte Banane ausserhalb des Gitters zu angeln. Chica schaute nur sehnsüchtig nach der Banane und begriff den Trick mit den Stöcken nicht. Da übergab Köhler Sultan die Stangen. Dieser steckte sie zusammen und zog die Banane nicht etwa zu sich heran, sondern schob sie, etwas träge zwar, zu Chica hin.

Der kluge Affe hat also wahrgenommen, wonach seiner Kameradin der Sinn stand, und ihr den Wunsch erfüllt. Psychologen sagen diesem Vorgang Empathie: Ich nehme wahr, wie dir zumute ist; und ich unternehme etwas, um deine Gefühlsspannung, die dahintersteckt, abzubauen zu helfen. Das setzt zwei Dinge voraus: Erstens muss ich aus deiner Ausdrucksweise, deinem äusseren Verhalten eine Information über deine innere Befindlichkeit, deine seelische Verfassung ziehen können. Und zweitens muss ich ein Bewusstsein vom eigenen Selbst haben, damit ich deine Gefühle nicht einfach zu meinen mache. Das wäre eine auf der Instinktebene ablaufende Gefühlsansteckung. Klassische Beispiele dafür sind die Schreikonzerte von Säuglingen in der Maternität und in der Tierwelt die gemeinsame Flucht ganzer Fischschulen, Vogelschwärme oder Huftierherden. Empathie dagegen entsteht in einem bewussten Wahrnehmungsvorgang.

Wir lernen schon kurz nach der Geburt die Gefühle unserer Mitmenschen zu lesen, und zwar im «Spiegel», den sie uns, meist unbewusst, hinhalten. Mütter und andere Bezugspersonen haben nämlich die ausgeprägte Tendenz, das Erleben des Säuglings und des Kindes durch eigene Mimik, Gesten und Ausrufe jeweils begleitend darzustellen. Ein zuverlässiges Messinstrument ist der Spiegel (ohne Gänsefüsschen) für die Forscher, wenn sie sich für das Entstehen des Bewusstseins vom Selbst interessieren. Dieser Durchbruch, den Doris Bischof mit der biblischen «Erkenntnis» von Adam und Eva vergleicht, ist dann vollzogen, wenn das Kind sein eigenes Spiegelbild als sich selbst erkennt. Diese Fähigkeit scheinen nur die Schimpansen und Orang-Utans mit dem Menschen zu teilen. Selbst bei Gorillas



Doris Bischof-Köhler: Das zwei-jährige Kind hat ein ähnliches Erlebnis des Erkennens wie Adam und Eva.



konnte sie bisher nicht nachgewiesen werden. Wenn ein Hund dem eigenen Spiegelbild begegnet, freut er sich zuerst über den vermeintlichen Spielkameraden. Dann irritiert ihn, dass dieser sich gar nicht wie ein «Hund in Begegnung», also komplementär und ergänzend zu seinen eigenen Bewegungen, verhält. Bald verliert er sein Interesse und meidet das Spiegelbild. Es kann sogar vorkommen, dass er Ohren und Schwanz hängen lässt, aggressiv knurrt, wimmert und heult. Ähnlich wie Hunde reagieren auch andere Tiere.

Was dem Hund ein Ärgernis, nämlich das streng parallele, für ihn quasi «unnatürliche» Mitbewegen des Spiegelbildes, ist dem menschlichen Säugling zwischen sechs und acht Monaten ein Quell der Freude. Das Baby scheint das Gefühl zu genießen, dass es dem «Spielkameraden» solche Reaktionen entlocken kann. Es lächelt dem Bild zu, küsst es, berührt es, bietet ihm etwas an, spielt Gugus-Dada. Ab Mitte und gegen Ende des zweiten Lebensjahres ändert das Kind sein Verhalten. Es kann scheu, gehemmt oder verlegen sein. Vielleicht, meint Doris Bischof, erlebt es das, was die Bibel von Adam und Eva berichtet: «Und sie erkannten, dass sie nackt waren, und schämten sich sehr.» Nacktheit würde die Erkenntnis umschreiben, dass ich eine Aussenseite habe und damit der Aufmerksamkeit, dem «Ansehen», aber auch der möglichen Anfeindung ausgesetzt bin.

In einem raffinierten und komplexen Experiment, an dem insgesamt über 50 Zürcher Kinder zwischen 16 und 24 Monaten teilnahmen, sind Doris Bischof und ihre Mitarbeiterinnen diesen Zusammenhängen nachgegangen. Mit dem sogenannten «Rougetest» ermittelten sie das Selbstkon-

zept: Dem Kind wird, bevor man es vor den Spiegel setzt, unter einem Vorwand («Lass dir das abwischen») ein gut sichtbarer Schminkefleck ins Gesicht gemalt. Wenn es den im Spiegel gesehenen Fleck bei sich lokalisiert, gilt dies als frühestes sicheres Indiz des Selbsterkennens.

Im Empathietest, der aus Versuchsgründen jeweils zuerst stattfand, lernte das Kind eine Spielpartnerin kennen und traf sie dann zum gemeinsamen Spiel mit dem Teddybär, wobei die Mutter passiv im Hintergrund blieb. Auf einmal verlor der Teddy beim Ausziehen des Jäckchens einen (mit Klettstoff vorpräparierten) Arm, und die Partnerin war während etwa dreier Minuten traurig, schluchzte, jammerte ein wenig und schneuzte sich. In der Auswertung der Videoaufzeichnung wurde ermittelt, ob das Kind sich empathisch verhielt, also zum einen betroffen war und zum anderen durch sein Handeln den Wunsch ausdrückte, an der Verfassung der Spielpartnerin direkt (Trost) oder indirekt (Reparatur des Teddys) etwas zu ändern.

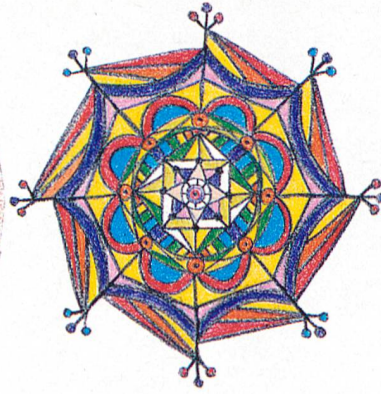
Das Ergebnis: Alle «empathischen» Kinder erkannten sich selbst im Spiegetest. Die übrigen Kinder, die sich entweder verwirrt und ratlos zeigten oder unbekümmert weiterspielten, konnten sich nachher im Spiegelbild nicht erkennen.

Vielleicht ist dies eine Momentaufnahme in der Evolution des Menschen. D. Bischof-Köhler spielt ganz bewusst auf die Szene aus der Schöpfungsgeschichte an. Biologen haben immer wieder Vergleiche gezogen zwischen der Entwicklung des Individuums und der Evolution überhaupt. Im Sinne eines solchen Vergleichs zieht die Forscherin aus der Feststellung, dass einerseits Kinder mit 18–24 Monaten und andererseits

«Ja, dich musst angucken, nicht den Fotografen!» Die 16 Monate alte Lily-Anne schaut etwas skeptisch. Sie erhält von ihrer Schwester Sophie, 8, Tips für ihre Rolle als unserer «Titelmädchen», das, ähnlich wie die Kinder in Doris Bischofs Experiment, den Rougetest vor dem Spiegel besteht. Lily ist aufgeweckt, eine quirlige kleine Plaudertasche. Sie bewundert sich schon seit vier Wochen im Spiegel, wenn ihr Sophie bei ihren häufigen Verkleidungsspielen ein neues Kostüm anzieht. Beim Fototermin war sie vom vorgeschriebenen Rougefleck nicht sehr beeindruckt; der war ihr von diesen Spielen her bekannt. Deshalb malten wir ihr ein Kreuz auf die Wange.

FOTO: CHRISTIAN HELMLE

BITTE UMBLÄTERN



Maya Hauser: «Ich möchte die Teilnehmerinnen und Teilnehmer an den Sehkursen dazu anregen, beide Hirnhälften zu benützen, das heisst eben auch, mit beiden Augen zu schauen. Sehr oft schalten wir nämlich ein Auge ab. Eine Hilfe ist das Malen von Mandalas», die aus den östlichen Religionen stammen und bei uns als spontaner Ausdruck des Selbst gelten. Die drei hier abgebildeten entstanden nacheinander an verschiedenen Tagen. Links: Nach Anhören von Entspannungsmusik wurde das rechte Auge abgedeckt und mit der linken Hand gemalt, also die rechte Hirnhälfte aktiviert. Das Ergebnis sind sanfte, weiche Farben und Formen. 2. Mit der rechten Hand vom rechten Auge geleitet (linke Hirnhälfte), entstehen ausgeklügelte Muster und stärkere Farben. 3. Die Synthese: rechte Hand, von beiden Augen geleitet. Hauser: «Das bringt uns in die Mitte von uns selbst, in eine Zentrierung, wo es nicht mehr um Wertung, sondern ums Sein geht.»

bei den Tieren nur Schimpansen und Orang-Utans sich selbst erkennen, folgenden Schluss: In der Evolution des Menschen muss dieser Durchbruch vor zwei bis drei Millionen Jahren stattgefunden haben, als unsere Vorfahren, die Hominiden, sich auf die Grosswildjagd verlegten. Empathie entstand als Voraussetzung dafür, dass sie in der Jagd kooperieren und nach der Jagd die Beute, unter sich und auch mit den Nichtjägern, teilen konnten. Das sind Fähigkeiten, die gewisse Raubtiere (z. B. Hyänenhunde und Geparden) schon besitzen, aber als starr ablaufende Instinktprogramme. Schon Schimpansen, die kleinere Säugetiere jagen, lesen sich gegenseitig die Absicht («Weg abschneiden», «verfolgen») quasi vom Gesicht ab. Diese stumme, erbarmungslose Jagd findet übrigens beim modernen Menschen in ritualisierter Form seine Fortsetzung - in der Jagd von zweimal elf Männern auf ein rundes Leder.

In einem ihrer Artikel spricht D. Bischof-Köhler davon, dass hier ein Rubikon überschritten sei. Das war im Römischen Reich ein Grenzfluss, den Feldherr Cäsar mit einem Tabu belegte. Als die Rebellen den Rubikon überschritten, löste dies den Bürgerkrieg aus. In der Tat ist die Empathie das Fundament nicht nur für alles prosoziale Verhalten, von der Kooperation bis zur Nächstenliebe, sondern auch - wie Jane Goodall bei den Schimpansen beobachtete - für antisoziales Verhalten, von der Manipulation bis zu Betrug und Meuchelmord. Die Wurzel der Menschlichkeit liegt in der Reflexion, die «mich selbst» zum Gegenstand meiner Wahrnehmung und meines Nachdenkens macht. Dass ich mich «als mein eigener Artgenosse, als Mensch unter Menschen, wahrnehmen kann», wie es Norbert Bischof ausdrückt, macht mich zum Menschen. Darin erkennen immer mehr auch die Hoffnung für das Überleben der Menschlichkeit und damit der Menschheit. Dürrenmatt sagte im zitierten Gespräch mit Vollmer: «Sicher muss die Menschheit umstellen. Ich bin nicht der Meinung, dass die Welt untergehen muss... Fast jeder Politiker, auch Gorbatschow, verlangt ein neues Denken, einen neuen Menschen. Das verlangt fast jeder. Die Sache ist aber die: Man kann sich ja nur an den Einzelnen wenden.» Immer mehr «Einzelne» nehmen sich sol-

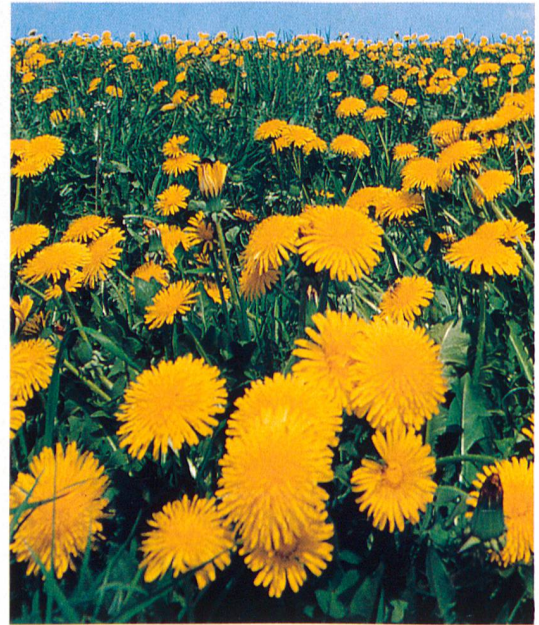


FOTO: INCOLOR/ERIC BACH

che Aufrufe zu Herzen. Da kann es vorkommen, dass sich jemand angesichts der Warnungen vor der Kurzsichtigkeit des Raubbaus an unserer Umwelt ganz schlicht mit der eigenen, wirklichen Kurzsichtigkeit befasst. Und auf einmal erkennt, wie sie daraus entstanden ist, «dass ich gewisse Sachen einfach nicht sehen wollte», wie die Sehllehrerin Maya HAUSER sagt, die ein Augeninstitut in Zürich leitet. Sie hat dies am eigenen Leib erlebt und gibt ihre Erfahrungen jetzt in Workshops weiter. Frau Hauser und ihre Mitarbeiter vermitteln ein ganzheitliches Sehtraining mit viel Bewegung, Augengymnastik nach Bates, Atmung, Übungen zur Integration der linken und der rechten Hirnhälfte und Entspannung. Aber die essentielle Arbeit, sagt sie, ist nach innen gerichtet: «Wir setzen uns auseinander mit den Emotionen, die mit den Augen zu tun haben. Wann schalte ich ab? Wovor verschliesse ich meine Augen? Wann sind meine Augen schlechter geworden?» Nach dem Workshop setzen die Teilnehmer ihre Arbeit in wöchentlichen Augengruppen fort. Sie tragen ihre Brillen nicht, und immer wieder kommt es vor, dass jemand sagt: «Ja, jetzt sehe ich besser!» Oder wie jener Teilnehmer am ersten Augenworkshop, der schon immer



gut sah: «Ich sehe nicht besser; aber ich sehe schöner!» Das wichtige sei, «dass man Frieden schliesst mit den eigenen Augen», sagt Maya Hauser.

Schöner sehen und Frieden schliessen. Das könnte eine uralte taoistische Weisheit sein. In der Tat strahlen Menschen, die sich kontemplativ mit natürlicher Schönheit beschäftigen, einen Frieden aus. Dieser Umgang kann aus Handwerkern Künstler machen. Für Carlo VAGNIERES, der 1976 seine Malerlehre abschloss, ist der Umgang mit natürlichen Farben, mit «Material-Echtheit», wie er sagt, eine Frage des psychischen Überlebens. Unsere Städte stressen die Menschen mit einer explosiven Mischung von Grau und grellen Kunstfarben. Den Erholungseffekt der Natur erklärt Vagnières, Zürichs erster Naturfarbenmaler, so: «Alles ist dynamisch. Die ständigen Veränderungen der Farben drängen mich in meine Mitte.» Schon das tägliche Betrachten einer mit Pflanzenfarben bemalten Zimmerdecke vom Bett aus hat eine heilsame Wirkung, sagt der wahrscheinlich heute noch einzige Maler, der mit seinem Kostenvoranschlag für eine Renovation eine ganze Philosophie mitschickt. Solange wir solchen Mitmenschen begegnen können, ist noch Hoffnung.

MARTIN SPEICH



Carlo Vagnières: «Pflanzenfarben haben eine intensive Leuchtkraft. Sie enthalten lebende Farbstoffe und sind deshalb dynamisch. Kunden bestätigen mir, dass die Farben in ihren Räumen je nach Wetterlage, Stimmung und Jahreszeit sehr intensiv und plötzlich wieder ganz schwach sein können.»

«Der orangegelbe Blütenstaub, der auf den Museumsboden in Form eines Rechtecks gestreut ist, strahlt derart intensiv, dass der Museumsbesucher geblendet seinen Blick abwendet», schrieb die Kunstkritikerin Laura Arici in der NZZ über die Installation «Blütenstaub aus Löwenzahn» von Wolfgang Laib, die letzten Herbst mit drei anderen Werken des deutschen Künstlers im Kunstmuseum Luzern ausgestellt war. «Das Betrachten dieses hortulus conclusus will durch tägliche konzentrierte Meditation geübt

sein. Die Annäherung an das gelbe Feld kann sich ob seiner Strahlkraft nur sukzessive über kleine Blick-Dosen vollziehen.» Wolfgang Laib hat sich beim Streuen des Blütenstaubs, den er im Frühjahr gesammelt hatte, selbst fotografiert. Das Sammeln des Staubes auf den Wiesen und das Ausstreuen am Boden eines Museums werden von ihm als eine Art Meditation zelebriert.